


Nr. 261. Bromberg, den 14. November 1933

# Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.



(14. Fortsetzung.) 

„Ich habe eigentlich keine Ahnung, wer und was Sie sind."

Freese blickte überrascht auf. Tatsächlich, er hatte ihr über sich kein Sterbenswort gesagt, sie mußte ihn für einen hereingeschneiten Abenteurer halten und wenn er ihr jetzt seine Geschichte erzählte, so glaubte sie ihm vielleicht nicht einmal. „Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Ich bin Architekt. Aber Sie dürfen das nicht so wörtlich nehmen: ich habe in meinem Leben nämlich schon alles mögliche gemacht und nur sehr wenig gebaut."

Und nun berichtete er ihr von den letzten neun Jahren. Während er so sein Leben vor ihr ausbreitete, kam es ihm ziemlich fadenscheinig vor, es hatte keine Höhepunkte und keine Glanzlichter. „Sie sehen, ich bin eigentlich nicht mehr als ein besserer Vagabund", schloß er, „einer aus der Generation der Erfolglosen."

„Und haben Sie während Ihrer Zeit in Amerika jemals von diesem Stuckering gehört? Herrn Stuckering in Ottawa?" fragte Sylvia.

Er lachte. „Wo denken Sie hin! Newyork und Ottawa, das ist weit auseinander. Außerdem: drüben gibt es genug schwerreiche Leute, deren Namen man gar nicht kennt."

Sie hatten sich dem Hause genähert. Freese bemerkte draußen auf der Straße den Wagen Belzeffs, er verspürte wenig Lust, seinem „Impresarto" zu begegnen. Sicher waren Käufer oben im Atelier und Belzeff liebte es, bei solchen Gelegenheiten den „Meister" heranzuholen und mit ihm Parade zu machen.

Freese empfahl sich. Er murmelte etwas von einer unaufschiebbaren Verabredung und verabschiedete sich von Sylvia.

Als sie die Halle betrat, erblickte sie einen kleinen, korpulenten Herrn, einglasbewehrt, und in lebhafter Bewegung auf den Diener einredend: „Wo ist Herr Stuckering? Im Hause, sagen Sie? Er ist nirgends zu finden! Suchen Sie ihn bitte, aber gleich, schnell bitte, oben warten zwei Herren!"

„Herr Stuckering ist fortgegangen", glaubte Sylvia aufklären zu müssen.

Der kleine dicke Mann fuhr herum. Er verstummte. Aber nur für einen Augenblick, dann ergoß sich sogleich der Katarakt seines Redeschwalls über sie: „Habe ich die Ehre mit der gnädigen Frau? Sehr erfreut! Mein Name ist Belzeff. Mit dem Akzent auf der zweiten Silbe, bitte! Ihr Herr Gatte wird Ihnen ja wohl schon von mir erzählt haben. Er ist fortgegangen? Sehr schade, sehr schade! Ich hätte ihn dringend gebraucht. Eine Auskunft, nur eine Auskunft, aber sie ist eilig! Oder vielleicht wissen Sie Bescheid, gnädige Frau? Denken Sie sich nur, es sind Bilder oben verschwunden, eine Anzahl Bilder, ich glaube vier oder fünf Stück, die noch vor kurzem oben hingen. Es sind Bewegungsstudien, prächtige Stücke. Ich wollte sie Interessenten zeigen, ernsthaften Reflektanten, und nun sind die Bilder nicht da. Ihr Gatte muß sie fortgenommen haben, ich begreife nicht, warum, sie hatten doch ihren guten Platz, und wir wären sie heute losgeworden. Ich bin ganz außer mir! Denken Sie: man bringt Leute an, erzählt ihnen alles mögliche, macht ihnen den Mund wässerig, nun sind sie da, wollen sehen, wollen kaufen — können Sie mir vielleicht sagen, wo die Bilder sind?"

„Leider nein, Herr Belzeff! Seit wann sind die Bilder fort?"

„Seit gestern. Vorgestern sah ich sie noch." Er seufzte. „Da muß ich eben sehen, daß die Herren etwas anderes nehmen. Ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Gnädigste! Sagen Sie Ihrem Gatten, daß er nicht so faul sein soll, er soll mal was Neues machen, wo jetzt alles so gut im Zuge ist! Und die Bilder soll er wieder zur Stelle schaffen, ich brauche sie, jedes einzelne Stück brauche ich!"

Er lief mit staunenswerter Behendigkeit die Wendeltreppe empor und man hörte ihn oben noch längere Zeit laut reden, wie er den Besuchern seine Ware anpries.

Freese kehrte erst mittags wieder zurück, als Belzeff das Haus schon wieder verlassen hatte.

Sylvia erzählte: „Herr Belzeff hat heute vormittag sehr dringend nach Ihnen gefragt."

Freese lachte. „So, hat er? Ich kann ihn ohne weiteres entbehren."

„Einige Bilder sollen verschwunden sein."

„Ich habe sie fortgelegt. In die Seitenkammer, wo die alten Möbel stehen. Dabei fällt mir ein, daß ich auch noch die Schlüssel herumtrage, die dazu gehören — hier haben Sie sie, falls Sie noch etwas hervorsuchen wollen. Es ist alles ganz unangetastet geblieben." Er reichte Sylvia den Schlüsselbund hinüber.

„Danke! Ich will einmal sehen. Wichtiges ist dort wohl nicht mehr vorhanden. Und weshalb haben Sie Herrn Belzeff die Bilder entzogen?"

„Eigentlich deshalb, damit nicht alles fortgeht. Sonst bleibt ja nicht ein Stück Leinwand übrig. Ich dachte, daß auch Sie einigen Wert darauf legen würden, ein Andenken zu behalten."

Sylvia nickte ihm dankbar zu. „Oh ja! Das ist sehr schön, daß Sie daran dachten."

„Belzeff ist wie ein Raubtier! Nur auf diese Weise kann man wenigstens etwas retten. Und vor allem . . ."

„Es sind die Akte."

„Ah, Sie wissen —?"

„Belzeff hat kein Geheimnis daraus gemacht. Halten Sie diese Studien für besonders gut?"

Freese begeisterte sich. „Sie sind herrlich! Nur schade, daß das Gesicht fehlt! Sie haben das Modell nicht gekannt, Sylvia?"

„Nein. Die Bilder stammen aus einer früheren Zeit. Da kannte ich meinen Mann noch gar nicht."

Freese schwieg. Er zweifelte sehr, ob sie die Wahrheit sagte. War es ihr peinlich, zuzugestehen, daß sie selbst zu diesen Studien Modell gestanden?

## XIV.

Wenn Freese geglaubt hatte, Belzeff ausweichen zu können, so irrte er. Am frühen Nachmittag war Belzeff wieder da. Diesmal allein und durchaus entschlossen, Gericht abzuhalten. Er war nicht der Mann, der irgendeine Sache, wenn sie ihm wichtig schien, auf sich beruhen ließ. Und die Geschichte mit den verschwundenen Bildern hielt er für wichtig; nicht einmal so sehr der Bilder selbst wegen, wie des Prinzipes halber. Er argwöhnte so etwas wie Auflehnung.

Wie aus dem Boden gewachsen stand er plötzlich vor Freese. Er verschmähte es durchaus, sich etwa durch den Diener anmelden zu lassen: in diesem Hause fühlte er sich nicht als Besucher, sondern als jemand, der nach Belieben ein- und ausgehen konnte.

„Sie haben mir ja da einen schönen Kuddelmuddel angerichtet, lieber Freund! Schaffen einfach heimlich ein paar gute Stücke beiseite und ich stehe da und bin blamiert. Ganz abgesehen vom Schaden! Alle fünf Dinger hätte ich glatt absetzen können, nun ist die Gelegenheit verpaßt, wer weiß, ob sie wiederkehrt. Glauben Sie, es ist so leicht, bei den heutigen Zeiten kaufkräftige Leute heranzubringen?"

„Ich habe gar nichts heimlich fortgeschafft", entgegnete Freese seelenruhig.

„Na was denn? Also nicht heimlich! Das ist ja egal. Was bezwecken Sie damit, Verehrtester? Jedenfalls brauche ich die Bilder, hängen Sie sie gefälligst wieder an die Wand!"

„Bedaure, Herr Belzeff, Ihnen nicht dienen zu können! Die Bilder bleiben, wo sie sind."

„Menschenskind, sind Sie . . . nun erklären Sie mir mal . . ."

„Da ist nicht viel zu erklären: ich verkaufe die Bilder nicht!"

Belzeff ließ sein Einglas vor Erstaunen aus dem Auge fallen und schwang es aufgeregt an der schwarzen Schnur. „Was heißt das, Sie verkaufen nicht? Sie haben bisher überhaupt nichts verkauft, sondern nur ich. Dies nebenbei! Aber sagen Sie mir eines: was wollen Sie mit diesen fünf Dingern?"

„Behalten!"

„Gerade die? Wo nicht mal Köppe dran sind? Sind Sie mir nicht böse, aber das ist doch Eigensinn, nichts weiter! Sie können sich doch, wenn Sie Lust haben, jeden Tag ein neues Bild malen. Also machen Sie keine Umstände!"

„Tut mir sehr leid, Herr Belzeff, Ihr Mißfallen zu erregen, aber es bleibt dabei", erklärte Freese belustigt.

Belzeff wurde nun sehr leidenschaftlich. Er schrie: „Nein, lieber Freund, Sie sind auf dem Holzweg, es bleibt nicht dabei! So etwas dürfen Sie mit mir nicht machen! Ich meine es mit Ihnen gut, das habe ich bewiesen und beweise es weiter. Ich habe Sie aus Ihrem Loch hervorgeholt und wo sitzen Sie heute? Kein Hund hat von Ihnen einen Bissen Brot genommen, heute sind Sie ein begehrter Name. Ist Ihnen das vielleicht ein bißchen zu stark in den Schädel gestiegen? Glauben Sie, daß Sie mich nicht mehr brauchen? Sie würden ja sehen, wohin Sie kämen. Und Sie wären schön dumm, jetzt einen Dickkopf aufzusetzen, wo es erst richtig losgehen soll. Ich will Ihnen etwas verraten: gestern hat eine Sitzung der Vorstandsmitglieder des Kaliwerkes „Schönhorn" stattgefunden, zu der ich zugezogen wurde. Wir übernehmen einundfünfzig Prozent der Aktien zu einem äußerst günstigen Kurs und Sie werden Vorsitzender des Aufsichtsrates. Wissen Sie, was das heißt? Das Kaliwerk „Schönhorn" ist eines der gesündesten Unternehmungen Deutschlands und Sie kommen in eine großartige Position."

Freese glaubte nicht richtig gehört zu haben. „Herr Belzeff, Sie sind ein Wunder an Tüchtigkeit. Ich habe zwar keinen Schimmer davon, was das Kaliwerk „Schönhorn" bedeutet und was man als Vorsitzender des Aufsichtsrates zu tun hat. Zweifellos ist das ein hervorragender Posten. Eines nur ist mir völlig unklar: womit soll diese Aktienmehrheit erworben werden?"

Belzeff triumphierte: „Darüber lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen, Liebster! Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, ausschlaggebend bleibt, daß man kreditfähig ist. Und das sind Sie — ich habe natürlich das Meinige dazu beigetragen."

„Aber es ist doch noch keinerlei Nachricht aus Ottawa da. Haben Sie das überlegt, Herr Belzeff?"

„Gott, sind Sie ängstlich! Ich pflege alles zu überlegen und würde es für ein unverzeihliches Versäumnis halten, in der Zwischenzeit die Hand in den Schoß zu legen."

„Wenn es aber nun nicht klappt?" schrie Freese.

„Ist gar nicht so wichtig! Sehen Sie, mit solchen Gedanken belaste ich mich gar nicht. Und Sie sollten es auch nicht tun! Die Hauptsache ist: hier klappt es! Wir werden schon nicht vom Damm rutschen. Na, haben Sie es sich unterdessen überlegt? Wegen der Bilder, meine ich?"

„Sprechen wir nicht mehr davon!"

„Gut, sprechen wir morgen davon weiter! Ich komme wieder, liebster Freund, Sie werden schon Vernunft annehmen. Außerdem, wenn die Kali-Sache unter Dach ist, brauche ich Ihre Bilder nicht mehr, ich schenke sie Ihnen! Das wird sich ja morgen entscheiden, da ist Aufsichtsratsitzung. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer schönen Gattin! Eine wundervolle Frau! Warum malen Sie sie nicht? Das wäre doch das Gegebene!"

Belzeff wartete keine Antwort ab, er wirbelte davon und ließ Freese mit sehr gemischten Gefühlen zurück.

Belzeffs Plan, die Majorität bei der Kaligrube „Schönhorn" zu erwerben, begeisterte Freese ganz und gar nicht. Es war doch eigentlich verwegen, wie Belzeff darauf herumtanzte, was er Kreditfähigkeit nannte. Offenbar war er nicht im mindesten ungeduldig, Nachricht wegen der Erbschaft aus Kanada zu erhalten, wenn er auch fest auf einen günstigen Ausgang zu rechnen schien.

Freese fand die Situation recht unbehaglich. Bis jetzt hatte er sich nicht sehr mit Skrupeln geplagt: für ihn war schließlich nur Belzeff in Frage gekommen, ihm hatte er nichts vorgespiegelt und Belzeff hatte durchaus aus freien Stücken Geld gegeben. Nun aber wuchsen die Dinge über Belzeff hinaus, und es konnte eines Tages der Fall eintreten, daß man ihn, Freese, zur Verantwortung zog.

Zumindest hielt er es für geboten, einmal mit Dr. Tieck Rücksprache zu nehmen. Im Bureau in der Bülowstraße ließ er sich durch das kurzsichtige Fräulein Hegewald anmelden. Es war das übliche Theater: er mußte endlos warten, obwohl er wußte, daß Tieck nebenan saß und so gut wie nichts zu tun hatte. Fräulein Hegewald sauste hin und her: sie überschlug sich beinahe vor lauter Arbeitseifer.

Schließlich fand Freese, daß er sich diesen Zirkus hinreichend angesehen und auf die Komödie des armen Dr. Tieck genügend Rücksicht genommen habe, er bat die bebrillte Sekretärin, bei ihrem Chef nachzufragen, wie lange es denn noch dauere, er müsse sonst fort. Das gab den Ausschlag: Zwei Minuten später saß er dem Rechtsanwalt gegenüber, der sich mit Überlastung entschuldigte.

„Ich komme, um mich zu erkundigen, lieber Dr. Tieck, ob Sie vielleicht schon Nachricht aus Kanada haben?" erklärte Freese.

Es lag nichts vor. „Ich hätte Sie ja sonst sogleich verständigt. Das geht nicht so schnell, vor ein paar Wochen habe ich die Dokumente erst abgeschickt. Sie müssen sich schon in Geduld fassen", tröstete der kleine Anwalt mit dem alten Kindergesicht. Er konnte die Ungeduld seines Mandanten nur zu gut verstehen.

„Ich kann warten! Ich hielt mich nur verpflichtet, mit Rücksicht auf fremde Interessen, einmal anzufragen. Dann danke ich schön, mehr wollte ich nicht!" Freese erhob sich, um zu gehen.

Dr. Tieck hielt ihn jedoch an der Türe fest. „Wissen Sie vielleicht zufällig, wo Komteß Christa ist?"

Freese lächelte. „Haben Sie nach ihr gesucht? Jetzt ist es zu spät, aber sie wohnt wieder in ihrer Pension, Sie kennen ja die Adresse."

Dr. Tieck widersprach ein wenig aufgeregt. „Dort ist sie eben nicht! Man hat mich von dort angerufen: sie ist fort und törichterweise, ohne ihre Rechnung bezahlt zu haben. Was soll man da nur machen?"

„Sie ist nicht dort?" wunderte sich Freese und war mit einemmal auch erregt. „Ich will sofort hinsehen und mich

erkundigen!" Er suchte Gleichmut zu mimen. „Die Rechnung wird sich ja wohl noch ordnen lassen."

„Das wäre ungemein freundschaftlich von Ihnen." Dr. Tieck war sichtlich erleichtert. Christa war nun mal sein Sorgenkind.

Die Leiterin der Pension, die verwitwete Majorin Warnekros, empfing Freese mit deutlich bekundetem Mißtrauen. Sie liebte es nicht, jungen Männern Auskünfte über weibliche Gäste zu erteilen. Erst als er erklärte, er komme nach Rücksprache mit dem Rechtsanwalt, an den sie sich gewendet habe, wurde sie zugänglicher.

Es stimmte: Christa war seit zwei Tagen verschwunden! Sie hatte insgeheim ihre Sachen fortgeschafft und keinerlei Adresse hinterlassen. „Denken Sie nur, so bei Nacht und Nebel!" meinte Frau Major Warnekros indigniert.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Apfel.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Unter den fast hundert Obstbäumen, die in dem großen und wundervoll gepflegten Garten standen, war einer, den der Besitzer vor allem liebte. Ein Apfelbaum, der einen fremd klingenden, schwierigen lateinischen Namen trug; der Eigentümer hatte ihn sich aus einem fernen Land — „aus Kalifornien" erklärte er seinen Freunden nicht ohne Stolz — schicken lassen und in dies nördlichere, kältere Klima verpflanzt, in der ungewissen Hoffnung, in der leidenschaftlichen Zuversicht, ihn durch kluge und sorgfältige Behandlung in der neuen Heimat bodenständig zu machen.

Zwei Jahre hindurch ließ sich dieser Baum Liebe und Pflege des Besitzers danklos gefallen, und nur die Blätter, die er zu jedem neuen Frühling in reicher Fülle vortrieb, zeugten für sein Leben. Im dritten Jahre aber schmückte er sich zur gegebenen Zeit mit einigen wenigen, zartrosafarbenen Blüten; und da die Stunde gekommen war, entdeckte der Mann, dem der Garten gehörte, einen einzigen, winzigen Fruchtansatz.

Eine Blüte von den wenigen also war gewillt, zur Frucht sich zu wandeln; und im selben Augenblick verfiel der Gärtner jener biblischen, himmlischen Gerechtigkeit, die wir Staubgeborenen nur schwer und selten verstehen. Über die es in der Schrift etwa heißt: Es herrscht mehr Freude im Himmel über einen Sünder als über hundert Gerechte.

Ja, es kam so, daß fortan all die reichen, fruchtverheißenden hundert anderen Bäume dem Manne nichts galten gegenüber dem einen mit der einen kümmerlichen Frucht. Diesem Baum und nur diesem widmete er fortan im Fortschreiten des Jahres all seine Sorge, den größten Teil seiner Zeit. Ja, all seine Gedanken richtete der Gärtner auf die einzige Frage: Wird der Apfel nicht vor der Zeit durch Sturm, Dürre oder sonstige Unbilden der Witterung vom nährenden Stamme fallen? Wird er hier, in unserem rauhen, nordischen Klima, ausreifen? Und wenn . . . wird er jenen märchenhaften Duft, jenen Wohlgeschmack aufweisen, von dem die Züchter im fernen Kalifornien nicht genug Lobenswertes und Erstaunliches zu erzählen wissen?

Ja, immer dachte der Gärtner daran, immer sprach er davon bei den gemeinsamen Mahlzeiten, sodaß weder seiner Frau noch seinen beiden Kindern verborgen bleiben konnte, mit welcher Leidenschaft und mit welcher Innigkeit sein Herz an diesem einen, armseligen Apfel hing.

Grenzenlos war daher des Mannes Trauer und Erbitterung, als er, an einem lauen Septemberabend von kurzer Reise heimkehrend, entdecken mußte, daß dieser Baum seiner Frucht, seiner einzigen Frucht beraubt war. Der Mann kniete bei sinkender Dämmerung am Boden, suchte fiebernd und erregt auf der Erde, im schon taufeuchten Gras des umgebenden Rasens, nach dem Apfel. Er beschmutzte seinen guten Anzug — aber was galt ihm das!

Als er sah, daß seine Suche ergebnislos bleiben werde, erhob er sich schwerfällig. Ging ins Haus, ohne der Frau seinen Gruß zu bieten, stieg die Treppe hinauf, die in seines Sohnes Zimmer führte. Der Knabe hockte an seinem Tisch, bastelte an irgend einem Spielzeug herum. Er fuhr erschrocken empor, als er den Schritt seines Vaters hörte; dessen Gewohnheit war es sonst nicht, in das Reich der Kinder einzudringen.

Der Vater sah den Jungen an. Mancher Lausbubenstreich, manche Dummheit seines Sprößlings fiel ihm ein. Er war dem Jungen deshalb nie gram gewesen. Aber sollte er auch schlecht sein?

„Karl!" fragte der Vater mit heiserer, vor Erregung zitternder Stimme. „Hast du den Apfel gestohlen, den einen Apfel von dem Baum vorn? Du weißt ja schon!"

Ein heißer Schreck durchfuhr des Knaben schmalen, mageren Körper. Er wußte genau, wie der Vater auf das Reifen gerade dieses Apfels wartete. Er sah den zurückgehaltenen Zorn, die ungeheure Empörung, die den Vater erfüllten. Er wußte: Mein Vater ist ein guter, aber auch ein harter Mensch — schrecklich in seinem Zorn. Und eine große Angst griff nach seinem kleinen Herzen. „Nein", erwiderte Karl mit brüchiger Stimme, und da er sich sprechen hörte, empfand er im selben Augenblick: „Das kann er nicht glauben. Dieser angstbeladenen Stimme kann er nicht glauben!"

Des Vaters Augen unter den buschigen Brauen, unter der gefurchten Stirn schossen Blitze. „Junge", sagte er gepreßt. „Wenn du mich belügst, wenn sich herausstellt, daß du mich belogen hast, dann . . . dann möchte ich nicht in deiner Haut stecken."

Er sagte nichts weiter, stapfte mit schweren Schritten wieder hinaus. Blieb auch bei Tisch schweigsam und verschlossen, nach ein paar Andeutungen, die er seiner Frau machte. Schließlich: wen sollte er noch fragen? Eva, die Tochter, ein Backfisch, bald eine junge Dame, stand außer jedem Verdacht. Und wenn ein Fremder ungesehen in den Garten eingedrungen war, so würde es schwer halten, ja unmöglich sein, den Diebstahl nachzuweisen.

In der Nacht, da Karl, mit Trauer im Herzen, den Vorfall überdachte, hörte er plötzlich nebenan ein Schluchzen. Er stand auf, tastete sich hinüber ins Nebenzimmer, wo Eva schlief. Das Licht brannte noch. Sie lag in ihrem Bett, das Gesicht naß von Tränen. Karl war zwölf Jahre alt, Eva schon siebzehn, als Mädchen daher so gut wie zehn Jahre älter als ihr Bruder. Der aber, doch noch ein Kind, ein richtiges Kind, nahm ihre Hand und streichelte sie beruhigend.

„Ich habe den Apfel genommen", gestand das Mädchen schluchzend. Evas Augen waren groß und dunkel vor Angst.

Karl sah diese namenlose Angst, und er wußte sofort, was er zu tun hatte. War er nicht ein Junge? Und sollte er nicht einmal ein Mann werden? „Nun, nun", murmelte er, „ängstige dich nicht!"

„Vater wird es entdecken", bebte Eva.

„Nein, wirklich — du brauchst keine Furcht zu haben", tröstete der Knabe. Und er redete der Schwester so lange zu, bis sie endlich beruhigt einschlief.

Der Junge schlich in sein Bett zurück. Lange lag er wach, starrte in die Dunkelheit. Als er endlich in Schlaf fiel, lag ein unschuldiges Lächeln auf seinen Lippen.

Früh am nächsten Morgen ging er in das Zimmer seines Vaters. „Nun?" fragte der und sah ihn ernsthaft, ja grimmig an.

„Vater", sagte Karl, und seine Stimme war ganz hell und klar, „ich habe den Apfel genommen." Über des Vaters Antlitz glitt eine blutrote Welle. Es war nur ein Augenblick. Im nächsten wurde dem Manne alles, alles klar. Seine Stirn glättete sich, seine Augen bekamen einen warmen Glanz. Staunend beobachtete der Knabe diese Wandlung.

„Du lügst ja, Junge", sagte der Vater mit einer Stimme, so weich, so liebevoll, wie Karl sie noch nie an dem Vater gehört hatte.

Der ging ganz langsam auf den Knaben zu, legte seine schwere Hand auf des Sohnes schmale Kinderschulter, als wäre der Zwölfjährige sein Kamerad. „Komm", sagte er; gemeinsam schritten sie in den Garten. Staunend blickte die Mutter ihnen nach.

Aus dem Schuppen holte der Mann ein Beil, ging dann zu dem Baum des Ärgernisses. Ein einziger scharfer Hieb — und das junge Bäumchen fiel zu Boden.

„Vater!" schrie der Junge entsetzt. „Was tust du da?"

„Es ist gut so", lächelte der Vater. „Schließlich: was brauchen wir kalifornische Äpfel — sind die unseren nicht schön genug?"

„Ja", flüsterte der Knabe, und seine Augen leuchteten.

# Ein Leutnant und acht Mann.

von Ludwig Ries-St. Goarshausen.

Anno 1866. In Deutschland ist Krieg. Man streitet unter Brüdern, wem die Führung gebühre.

Der Herzog von Nassau hält es mit den Österreichern. Doch trennt das breite Bett des Stromes die feindlichen Brüder am Mittelrhein wie ein Vater die streitenden Söhne.

An den Ufern gegenüber der Marksburg hat man wohl vereinzelt preußische Streifen gesichtet, aber die Besatzung ward nutzlos alarmiert. Nur wenn man mit den Vorderladern auf die Patrouillen schießt, brandet der Widerhall der Schüsse von den Hängen zurück. Er sagt rings den Bürgern, daß Kriegszeiten sind.

„Unserer Marksburg ist nur mit Geschütz beizukommen!" So sucht der greise Burghauptmann sich in Sicherheit zu wiegen. Er schaut aus dem Söllerfenster hinab auf den raunenden Rhein. Die Sonne geht schlafen. Der Abend senkt seine Schwingen. „Das neue Schießzeugs braucht man in Böhmen und so", meint der Kommandant zum gleichaltrigen Genossen. Der, ein invalider Leutnant, sitzt bei den vollen Gläsern.

„Da läßt man uns ungeschoren!" ergänzt er seinen Vorgesetzten und Freund. „Bruderblut fließt dort genug, wo sich's entscheidet. Hoffentlich entscheidet sich's richtig!"

„Mein lieber von Schlauchau! . . ." Der alte Böring begehrt auf und äugt nach der Seite. Er wendet sich — ruck — um. „Wir weichen doch nur der Gewalt!" poltert der Alte.

„Mein Säbel bleibt sauber", grollt er zurück. „Wir ..."

„Na, na und nur nicht so heftig!" beruhigt der Hauptmann. „Ich meint's doch nicht boshaft. Prost Schlauchau!" Sie trinken.

„Die Preußischen sollen in Koblenz recht stark sein", spinnt Schlauchau das Gespräch fort. „Uns werden sie doch in Ruhe . . ."

„Natürlich, sie werden!" redet der andere. Und: „Morgen ist Jagdtag." Jäh wechselt er lebhaft das Thema.

„Ich weiß es! Das Hochsitzchen wartet."

„Um drei Uhr früh stiefeln wir los."

„Wir dürfen nicht ohne den Bock einwechseln."

„Das will ich meinen." Endlich verzieht sich der Leutnant. —

Zu gleicher Zeit, als die Schatten der Nacht auch bei Koblenz die Weinhügel verschleiern, macht sich der preußische Leutnant Rieders vom Ehrenbreitstein aus auf den Weg. Er will mit seinen Freiwilligen einen Handstreich gegen die Marksburg versuchen; die da oben beschießen die Streifen.

Der junge Offizier galoppiert vor die ratternden Planwagen. Außer den beiden Fuhrleuten begleitet anscheinend niemand den späten Transportzug. Erst im Nassauischen, als die Dunkelheit tarnt, kriechen bei ansteigendem Fahrweg acht preußische Grenadiere aus dem Innern der verdeckten Wagenkasten. Wenn sie durch tagwerkmüde Dörfer rasseln, verschwinden die Soldaten aufs neue. Der vorausreitende Leutnant findet den Weg auch im Dunkeln.

Endlich rastet die eigenartige Reisegesellschaft in einem Buchengehölz unweit der Marksburg. „Kinder, von diesem Hochsitz aus muß man das Nest einsehen können!" lacht der Führer.

Behende huscht er die Leitersprossen hinauf und springt auf die Plattform. „Es ist noch zu zeitig", ruft er hinunter. „Doch ich bleibe hier oben. Kriecht in die Wagen!"

Wie im Märchen schlummert der Talgrund. Der junge Wachmann überdenkt nochmals den Kriegsplan: Die Grenadiere wissen Bescheid. „Es klappt schon", raunt er und setzt sich. „Hoffentlich schaffen wir es ohne Verluste!"

Horch! Knackt es im Unterholz? Ein Stück Wild? Nein! Ein Hüsteln wird hörbar, ein Flüstern.

Vorsichtig lockert er die Pistole und sieht nach dem Zündhut. Schritte rascheln. Jetzt zittert das Gerüst. „Ein schwerer Mann, der . . ."

Drunten regt es sich auch. Es klirrt von Waffen. Die Ankömmlinge verhalten. „Man meint . . .", prustet der erste auf schwankender Leiter.

Der preußische Leutnant fährt ihm von oben dazwischen: „Halt! Wer da?"

„Wilddiebsgesellschaft! Ein nassauischer Hauptmann wird euch . . .", schreit's auf den Sprossen.

„Grenadiere herbei!" brüllt es als Antwort. Gleich darauf sind die überrumpelten Jäger gefangen. Die schweren Schlüssel, die Böring ins Gebüsch warf, sind bald wiedergefunden.

„Waldpforte", steht auf dem einen der weißen Holztäfelchen. Das ist genug . . .

Nach Stunden poltern die Leiterwagen wieder aus der entwaffneten Feste, mit Gefangenen, Kanonen, Gewehren und Pulver beladen. Ein Leutnant und acht Mann freuen sich über den sauber gelungenen Handstreich.



## Bunte Chronik



### Ein gesegneter Appetit.

Im allgemeinen sind die Männer mit einem besseren Appetit gesegnet als das schönere Geschlecht. Aber auch diese Regel ist nicht ohne Ausnahme. Da wurde kürzlich in Central Islip eine Frau von vierzig Jahren operiert, deren Magen ein erstaunliches Sammelsurium von Gegenständen aufwies, die man — milde ausgedrückt — als höchst schwer verdaulich bezeichnen muß. Es waren 48 kleine Löffel, drei Schrauben, eine Nähnadel, ein Bleistift und mehrere große Glasstücke, was da vor den Augen der Ärzte ans Tageslicht kam. Zum Lobe der Mediziner und der kräftigen Natur der Kranken muß man sagen, daß die Frau die Operation gut überstand.

*

### SOS der kranken Tochter.

Eine seltsame SOS-Botschaft ging vor einigen Tagen über die Nordsee, die von den ersten Herbststürmen aufgepeitscht tobt. Ein SOS, das nicht von einem sinkenden Schiff ausging, sondern vom Land kam. „SOS, wir suchen den Kutter „Gy 248", an Bord ist der Fischer Worth. Seine Tochter, die schwer erkrankt ist, die sehr schwer krank darniederliegt, so daß man die Hoffnung fast aufgeben muß, verlangt nach ihm. Er muß so schnell er kann nach Grimsby zurückkehren. Wir suchen den Kutter „Gy 248", an dessen Bord der Fischer Worth ist. SOS." Immer wieder schickte man diese Botschaft über das Meer. Irgend wo weit draußen mußte er auf Heringsfang sein. Vielleicht fing jemand den Ruf auf, vielleicht aber übertoste das Meer den Ruf, den man somit nicht verstand oder sonst ein Verhängnis ließ den Ruf ziellos verklingen. Kapitän Worth erhielt die Botschaft, drehte bei und kehrte in rasender Eile nach Hause zurück. Er traf die Tochter noch lebend. Sie schien aufzuleben, als sie den Vater bei sich sah, nach dem sie in den Fieberträumen verlangt hatte. Und dann starb sie dennoch. Den Wettlauf mit dem Tode hatte Kapitän Worth auf dem Kutter „Gy 248" gewonnen. Aber dann war der andere doch stärker. Und dennoch war der Ruf über die Nordsee nicht nutzlos gewesen. Evelyne Worth hatte noch lebend ihren Vater gesehen, ehe der andere sie mit sich nahm.



## Lustige Ecke



### Definition.

„Wer kann mir nun sagen, welchen Menschen man unter einem Gläubiger versteht?"

„Ich", meldet sich Mariechen.

„Na", ermuntert die Lehrerin.

„Ein Gläubiger ist ein Mann, zu dem unsere Lina immer sagt, daß Papa verreist und Mama ausgegangen ist."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.